

## Der Grundwortschatz als theoretisches und praktisches Problem

### 1. Einleitung

Um den Begriff des Grundwortschatzes näher bestimmen zu können – was eine Voraussetzung für seine praktische Anwendbarkeit in didaktischen Zusammenhängen ist – muß man sich darüber einigen können, was man unter dem Begriff des Wortschatzes einer Sprache und damit auch unter dem Begriff der Sprache versteht. Dies bedeutet wiederum, daß eine Reihe von Begriffen, die sich hinter Termini wie "Hochsprache", "Gemeinsprache", "Umgangssprache", "Mundart", "Sondersprache", "Fachsprache" verbergen, expliziert werden müssen.

### 2. Ziel

Es ist mein Ziel, den Begriff des Grundwortschatzes theoretisch und praktisch zu umreißen, indem er in Beziehung gesetzt wird zu einer Reihe von relevanten, mit Hilfe einer einfachen Typologie versuchsweise definierten Sprachbegriffen und den sich daraus ergebenden Wortschatzbegriffen. Es handelt sich um einen Beitrag, der keinen Anspruch auf Endgültigkeit oder Vollständigkeit erhebt, der im Gegenteil zu einer weiteren Diskussion anregen möchte.

### 3. Der Sprachbegriff

3.1. Ausgegangen wird von den Definitionsversuchen in der bisherigen Literatur, ohne jedoch die verschiedenen Beiträge alle einzeln zu diskutieren, was schon wegen des großen Umfangs dieser Literatur im Rahmen eines Vortrags nicht möglich wäre. Bichel (1973) bietet einen guten Überblick vor allem über die Literatur bis ungefähr 1970, die sich mit dem Begriff der Umgangssprache beschäftigt. Wertvolle, später erschienene oder von Bichel nicht behandelte Beiträge sind u.a. Heger (1969), Althaus/Henne (1971 a und b), Gerstenkorn (1971), Ammon (1972), Radtke (1973), Rossipal (1973), Löffler (1974), Pörksen (1974), Klein (1974)<sup>1</sup>, Geyl (1975).

Um die Darstellung nicht unnötig zu belasten, soll der Sprachbegriff zuerst anhand einer einfachen Typologie expliziert werden. Danach werden

zwei der in letzter Zeit vorgeschlagenen Lösungen als Vertreter zweier anderer Richtungen (Althaus/Henne 1971 a und Klein 1974) kritisch analysiert und zu dem hier vorgeschlagenen Versuch in Beziehung gesetzt.

Angenommen wird, daß die deutsche Sprache ein Gefüge von Gruppensprachen ist. Die Gruppe oder die Sprachgemeinschaft ist also der Träger der "Sprache". "Sprache" ist hier als Sprachsystem zu verstehen. Die Gruppe oder die Sprachgemeinschaft ist nicht als die Summe ihrer Mitglieder zu betrachten, sondern als eine sozial strukturierte Einheit, deren Struktur sich zwar durch einzelne Mitglieder unter Umständen ändern läßt, normalerweise aber nicht von dem einzelnen Mitglied beeinflußt wird. Ein Sprecher kann mehreren solchen Sprachgemeinschaften angehören.

Die "Sprache", das Sprachsystem der Gruppe, wird von bestimmten Merkmalen der Gruppe, vor allem von den sozialen und den regionalen, determiniert. Diese beiden Typen von Merkmalen können als zwei Dimensionen eines Koordinatensystems verstanden werden, mit dessen Hilfe die einzelne "Sprache" zu allen anderen "Sprachen" innerhalb des Gefüges der deutschen Sprache in Beziehung gesetzt werden kann.<sup>2</sup>

Das Koordinatensystem, das selbstverständlich synchron interpretiert werden muß, das man aber ohne weiteres auf eine Zeitachse abbilden kann, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll (vgl. jedoch unten die historische Dimension), kann graphisch dargestellt werden (Diagramm 1).

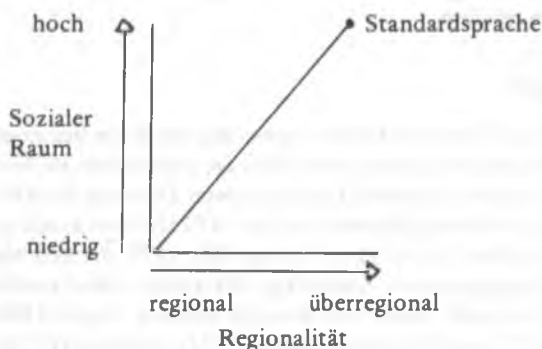


Diagramm 1

Die Skizze ist als eine Prinzipskizze zu betrachten – schon deshalb, weil die beiden Koordinatenachsen ihrerseits aus einer Reihe von Dimensionen zusammengesetzt sind und das Koordinatensystem in Wirklichkeit mehrdimensional ist. Die soziale Koordinatenachse reflektiert die Merkmale der sozialen Schichten der Gesellschaft (Beruf, Einkommen, Ausbildung, Elternhaus, Alter usw.), die regionale reflektiert u.a. den Grad der räumlichen Abgrenzung der Gruppe gegenüber anderen Gruppen sowie die regionale Reichweite der Gruppe (vgl. u.a. auch Ammon 1972). Die regionale Achse sagt deshalb nichts darüber aus, wo im deutschen Sprachraum der einzelne Dialekt zu finden ist. Die Achse ist keine Raumachse in dem Sinn, daß sie einen bestimmten Raum in kleinere Teile aufteilt (wie z.B. die räumliche Dimension bei Klein 1974, 44 f. u. 82 f.).

Jede Sprache kann mit Hilfe dieser beiden Achsen charakterisiert, d.h. als eine Fläche in diesem System angesetzt werden. Nach ihrem Platz in dem Koordinatensystem wird sie entweder Dialekt oder Soziolekt genannt. Ganz oben rechts liegt die Standardsprache (auch Gemeinsprache, Einheitssprache oder Hochsprache genannt). Irgendwo in der Mitte, zuweilen aber auch recht weit unten auf der regionalen Koordinatenachse wird von vielen Sprachwissenschaftlern die Umgangssprache angesetzt. Umgangssprache in diesem Sinn wird dann als Sprachsystem verstanden und steht zwischen Mundart und Standardsprache. Engel verwendet dafür den Terminus "Bürgersprache" (1962, 258).

Es muß betont werden, daß es eine Reihe von Dialekten geben wird, die dieselbe Position in dem Koordinatensystem einnehmen, sich also überlagern. Analogerweise wird es auch eine Reihe von Umgangssprachen geben, die in verschiedenen Gebieten unterschiedliche dialektale Züge, aber denselben Grad der dialektalen Färbung aufweisen. Da die Standardsprache in dem vorliegenden Koordinatensystem in nur sehr geringem Ausmaß regional gefärbt ist und sozial als die Sprache einer bestimmten Gruppe betrachtet wird, gibt es theoretisch gesehen aber nur eine Standardsprache.

Die beiden Variablen, die soziale und die regionale, bedingen also einander und bestimmen zu einem bestimmten Zeitpunkt die Rolle der entsprechenden Sprache in der Gesellschaft, in der sie eine Sprache unter mehreren ist. Die Begrenztheit und Isoliertheit einer Sprachgemeinschaft im regionalen Raum hängt u.a. von ihrem Platz auf der sozialen Leiter ab und umgekehrt. Anders ausgedrückt: Je höher auf der sozialen Leiter eine Sprachgemeinschaft steht, desto weniger tendiert sie dazu, regional gebunden zu sein und desto wichtiger ist es für die übrigen Sprachgemeinschaften, ihre Sprache wenigstens passiv zu beherrschen (Behörden, Me-

dien, Technik usw.). Die kommunikative Rolle der Standardsprache ist eine Folge der sozialen Rolle ihrer Träger. Deshalb wird sie zur Norm, nicht weil sie als Sprache irgendwie besser dafür geeignet ist, was natürlich der Fall sein kann. Dies hat wiederum zur Folge, daß die Dialekt-sprecher denselben negativen Folgen der Chancenungleichheit ausgesetzt sind wie die Sprecher bestimmter Soziolekte (vgl. hierzu u.a. Ammon 1972). Standardsprache, Dialekt und Soziolekt stehen also linguistisch gesehen in keinem hierarchischen Verhältnis zueinander. Es handelt sich bei allen diesen Sprachen zwar um Sprachsysteme, die sowohl Übereinstimmungen als auch Unterschiede aufweisen. Vom Gesichtspunkt des Dialektsprechers ist die Standardsprache an sich aber ebenso abweichend wie irgendein anderer Dialekt. Weil aber das Sprachgefüge ein soziales Gefüge ist und die Sprachen nach ihrer kommunikativen Leistung in diesem Gefüge beurteilt werden, werden die Dialekte und Soziolekte nach dem Grad ihrer Abweichung vor allem von der Standardsprache bewertet. Mehr oder weniger dialektal abweichend heißt also mehr oder weniger abweichend von der Standardsprache. Die Sanktionen sind entsprechend stark.

Was die so definierten Sprachen zu einem sprachlichen Gefüge macht, in dem die Standardsprache eine besondere kommunikative Rolle übernimmt, sind deshalb nicht in erster Linie die Übereinstimmungen, die sie untereinander aufweisen (vgl. Klein unten), die natürlich an und für sich interessant sind, sondern vor allem die Zugehörigkeit ihrer Trägergruppen zu einem politisch, kulturell und wirtschaftlich abgegrenzten System. Dies erklärt auch, weshalb alle Versuche, die Standardsprache als irgendeinen Durchschnitt der einzelnen deutschen Sprachen zu erklären, theoretisch scheitern müssen.

Die kommunikative Rolle der Standardsprache ist wiederum der Grund, weshalb gerade sie meist schriftlich realisiert wird, während die anderen Sprachen meist in mündlicher Form auftreten. (Ich betrachte die Schriftsprache und die gesprochene Sprache als eine funktional bedingte Realisierung einer oder mehrerer Sprachen, nicht als eigenständige Systeme. Sie scheiden deshalb aus einer Typologie wie der obigen aus.)

Die beiden bisher diskutierten Variablen konstituieren also zusammen die Position und damit auch die Funktion der einzelnen Sprache in dem Gefüge der Gruppensprachen; sie erklären jedoch nicht, wie es dazu kam, daß eine bestimmte Sprache diese oder jene Position und Funktion erhielt. Die Gründe können gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, kultureller, politischer und rein linguistischer Art sein. Mit Hilfe dieser Faktoren erklärt man zum einen, weshalb bestimmte Gruppen in der Gesellschaft

und damit auch ihrer Sprache größere Bedeutung zukommt als anderen, zum andern, weshalb die verschiedenen Sprachen so oder so strukturiert sind. Diese historische Dimension, die natürlich nicht mit der Zeitdimension (s. oben) verwechselt werden darf, ist ihrer Natur nach anderer Art als die beiden obigen Dimensionen. Sie kann deshalb nicht als dritte Dimension neben den beiden anderen Dimensionen angesetzt werden.

Die empirische Tatsache, daß es oft keine scharfen Grenzen zwischen den verschiedenen Systemen gibt und daß es – wenn es sie gäbe – empirisch schwer sein würde, sie festzustellen, ist kein Einwand gegen die Typologie. Die empirischen Probleme werden nicht weniger oder geringer dadurch, daß man auf eine theoretische Explikation verzichtet, im Gegenteil.

3.2. Die mit Hilfe des obigen Koordinatensystems definierten Sprachen können nun, in einer Dimension zusammengefaßt, in Beziehung gesetzt werden zu einer weiteren Dimension, der Dimension der Redesituationsklassen. Die Situationsklassen sind das Ergebnis einer pragmatischen, mit Hilfe von außersprachlichen Kriterien durchgeführten Klassifizierung der verschiedenen Situationen, in denen ein Text produziert und rezipiert wird. Die Situationen werden ihrerseits von einer Reihe von Faktoren determiniert, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll (vgl. u.a. Doležel 1969, Bausch 1973, Pörksen 1974).

Es handelt sich also hier nicht um eine dritte Dimension in dem obigen Koordinatensystem, sondern um ein neues Koordinatensystem, in dem die Sprachen eine der beiden Achsen bilden. Die beiden Dimensionen dieses Systems unterscheiden sich von den beiden Dimensionen des ersten Systems dadurch, daß sie qualitative, nicht quantitative Variablen sind; es handelt sich jetzt nicht um ein Mehr oder Weniger usw., sondern um disjunktive Klassen, die zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen.

Theoretisch kann jede Sprache, so wie sie oben definiert wurde, in verschiedenen Situationsklassen verwendet werden, wobei eine charakteristische Auswahl aus den Möglichkeiten der Sprache getroffen wird. Diese Auswahl wird natürlich von Performanzregeln (pragmatischen Regeln) gesteuert. Das Ergebnis dieser Auswahl aus den Möglichkeiten einer bestimmten Sprache in einer bestimmten Situationsklasse, d.h. der Anwendung einer bestimmten Sprache in einer bestimmten Situationsklasse, liegt in (geschriebenen oder gesprochenen) Texten vor. Ein Vergleich zwischen den Verwendungsweisen einer Sprache setzt eine konsistente Typologie der Verwendungssituationen mit Hilfe von außersprachlichen Merkmalen voraus, die für eine Klassifizierung der Texte verwendet wer-

den kann. Nur durch eine Analyse von Texten kann man die sprachlichen Merkmale der Verwendungsweisen in Erfahrung bringen und auf die pragmatischen Regeln des Sprachsystems schließen.

Die Beziehung zwischen den einzelnen Sprachsystemen und den Situationsklassen kann in einem Diagramm (Diagramm 2) illustriert werden;

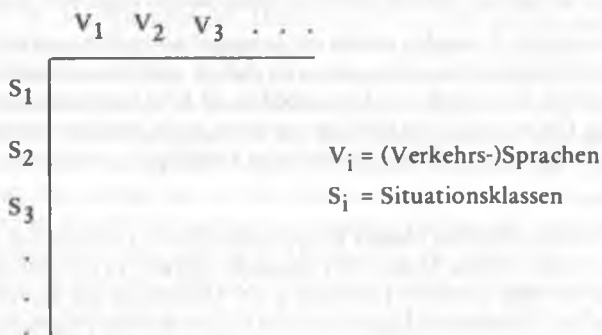


Diagramm 2

Wenn wir davon ausgehen, daß wir drei verschiedene Sprachsysteme,  $V_1$ ,  $V_2$ ,  $V_3$  genannt, in einer bestimmten Situationsklasse  $S_1$ , die wir als die Situationsklasse des Alltags bezeichnen wollen, anwenden, erhalten wir als Ergebnis der Anwendung der drei Sprachen in dieser Situationsklasse drei verschiedene Texte, deren Sprachen sich an bestimmten Punkten voneinander unterscheiden, alle aber Alltagssprachen sind. Wir können nun weiter davon ausgehen, daß eine der verwendeten Sprachen,  $V_1$ , die Standardsprache ist. Das Ergebnis ist ein Text, dessen Sprache als der alltägliche Sprachgebrauch der Standardsprache (ev. auch als der Gebrauch der Standardsprache im Alltag) bezeichnet werden kann. Als eine andere Bezeichnung desselben Phänomens wird oft der Begriff der Umgangssprache verwendet. Auf diese Weise verwendet, bezeichnet Umgangssprache also nicht ein Sprachsystem (s. oben), sondern die Realisierung eines Sprachsystems, nämlich der Standardsprache, in einer bestimmten Situation, d.h. es handelt sich um einen funktionalen Begriff. (Vgl. hier den Begriff der Schriftsprache der Prager Schule (s. u.a. Havránek, 1969)).

Durch das letzte Diagramm legen wir den Terminus der Verkehrssprache ("Standardsprache", "Soziolekt", "Dialekt") fest als Bezeichnung des Sprachsystems, während Termini wie "Alltagssprache", "Literatursprache", "Fachsprache" als Bezeichnungen von Realisierungen von Sprach-

systemen in bestimmten Situationsklassen angewendet werden sollen und in Wirklichkeit als Sprachgebrauch des Alltags usw. interpretiert werden müssen.

Viele der Felder in dem obigen Diagramm sind empirisch mehr oder weniger leer. Die einzelnen Sprachen könnten zwar an und für sich in allen Situationsklassen vorkommen, sie schließen sich logisch nicht aus. Aus mehreren, u.a. kommunikativen, Gründen ist es aber ungewöhnlich, daß man z.B. in einem Dialekt über wissenschaftliche Verhältnisse spricht. Die leeren Felder sind also eine Folge der sozialen Funktion der einzelnen Sprachen. Man darf dabei nicht vergessen, daß ein Sprecher mehr als einer Sprachgemeinschaft angehören und deshalb auch in derselben Situationsklasse zuweilen verschiedene Sprachen anwenden kann. Umgekehrt gibt es Sprecher, die die Standardsprache in allen Situationsklassen verwenden.

3.3. Die Frage, die man sich hier stellt, ist natürlich, ob man die Unterscheidung zwischen dem Sprachsystem und der Realisierung des Sprachsystems in bestimmten Situationsklassen theoretisch begründen und aufrechterhalten kann, ob es sich nicht bei den Sprachen in bestimmten Situationsklassen ebenfalls um Sprachsysteme handelt. Die Begründung der obigen Konzeption basiert ganz und gar auf den beiden Begriffen der Gruppe und der Situationsklasse, der Gruppe als Träger der Sprache und der Situationsklasse als pragmatisch definiertem Realisierungsbe-  
reich dieser von der Gruppe getragenen Sprache. Die Situationsklassen sind keine dritte Dimension, die die Gruppenkonstellation der Sprecher beeinflusst. Empirisch ist es zwar oft so, daß bestimmte Gruppen in der Gesellschaft nur in bestimmten Situationsklassen auftreten können, was zu der Annahme einer empirischen Abhängigkeit der beiden Variablen oder vielleicht zu der Annahme einer dritten zugrundeliegenden Variablen führen müßte.

Wollte man aber nun auch bei dem Auftreten einer Sprache in verschiedenen Situationsklassen von verschiedenen Sprachsystemen sprechen, würde dies nicht nur eine Verwischung der nützlichen theoretischen Distinktion zwischen der Sprache der Gruppe und dem Realisierungsbe-  
reich dieser Sprache bedeuten, sondern auch zur Annahme von ganz un-  
nötigen Sprachsystemen führen, die sich oft nur quantitativ unterscheiden würden und sich besser als Realisierungen derselben Sprache erklären ließen. Die folgenden konstruierten Beispiele mögen dies veranschaulichen:

Gehen wir davon aus, daß ein bestimmter Sprecher sowohl einen bestimmten klar abgegrenzten Dialekt als auch die Standardsprache be-

herrscht (und somit nach unserer Definition zwei verschiedenen Gruppen angehört). Die beiden Sprachen unterscheiden sich also definitionsmäßig hinsichtlich bestimmter sich widersprechender Regeln und Einheiten. Den Dialekt verwendet der Sprecher in der Situationsklasse  $S_1$  (u.a. am Frühstückstisch), die Standardsprache in  $S_2$  (am Arbeitsplatz). Dies läßt sich folgendermaßen graphisch darstellen:

	$V_1$	$V_2$
$S_1$	—	+
$S_2$	+	—

Ein anderer Sprecher wiederum verwendet die Sprache  $V_1$  in beiden Situationsklassen, während er den Dialekt zwar kennt, aber nicht verwendet:

	$V_1$	$V_2$
$S_1$	+	—
$S_2$	+	—

Es ist anzunehmen, daß der zweite Sprecher die Sprache  $V_1$  nicht ganz auf dieselbe Weise in den beiden Situationsklassen verwendet. Da u.a. die Gesprächsthemen variieren, wird er kaum denselben Wortschatz gebrauchen. Es ist ebenfalls möglich oder sogar wahrscheinlich, daß die syntaktischen Konstruktionen in den beiden Texten eine unterschiedliche quantitative Distribution aufweisen, daß z.B. die Probabilität der Nominalisierung im Verhältnis zu einem vollständigen Satz etwa folgendermaßen variiert:

	$V_1$
$S_1$	20/80
$S_2$	50/50

Wollten wir nun auch hier von zwei Sprachen sprechen, würden wir den theoretischen Unterschied, der in den beiden Diagrammen zum Ausdruck kommt, verwischen und den beiden "Sprach"paaren denselben theoretischen Status geben. Sprachen wären dann nicht nur solche Systeme, die sich an ganz bestimmten Punkten qualitativ systematisch unterscheiden, sondern im Prinzip jede Menge Regeln und Einheiten, die man durch die Analyse einer mit Hilfe außersprachlicher Kriterien definierten Textmenge



erschließen könnte. Sprachen gäbe es dann im Prinzip genausoviele, wie es Situationsklassen gäbe. Die Klassifizierung der Situationen wird aber immer mehr oder weniger willkürlich sein. Eine solche Lösung wäre eine Relativierung des Begriffs des sprachlichen Systems, die wir intuitiv nicht akzeptieren können und die auch nicht durch die Annahme einer übergeordneten Gesamtsprache im Sinne Kleins behoben werden könnte (s. unten). Der Begriff des idealen Sprecher/Hörers war eine Idealisierung, die allmählich aufgegeben werden mußte. Wir können aber jetzt nicht umgekehrt völlig auf den Kompetenzbegriff verzichten. Es kann niemals zweckmäßig sein, mehr Sprachen als nötig anzusetzen. Was man als Variation innerhalb eines "homogenen" Systems beschreiben kann, sollte auch so beschrieben werden. Wo aber zwei Systeme systematische Unterschiede, z.B. in ihrer phonologischen Struktur, aufweisen, müssen wir notwendigerweise von zwei Sprachen sprechen. Wir müssen also bestimmte Forderungen der Homogenität und Systemhaftigkeit an ein sprachliches System stellen können, damit es sich gegenüber anderen Sprachen profilieren kann.

Man kann natürlich darüber weiterspekulieren, wie es sich im Licht dieser Konzeption mit den verschiedenen Soziolekten und Dialekten verhält. Der elaborierte und der restringierte Kode Bernsteins z.B. können so lange als zwei verschiedene Realisierungen desselben sprachlichen Systems, also nicht als zwei Sprachen, erklärt werden, als es sich nur um unterschiedliche quantitative Distributionen in Texten handelt. Von Soziolekten sollte man erst in dem Augenblick reden, wo man außerdem systematische Unterschiede qualitativer Art (im Regelsystem und/oder im Lexikon) feststellen kann. Es ist eine theoretisch zu klärende Frage, welche Eigenschaften eines Systems als qualitativ angesprochen werden sollen (ob z.B. die Komplexität der oberflächenstrukturellen Sätze, ausgehend von einer konstanten Tiefenstruktur, von einer qualitativen Regel determiniert wird oder das Ergebnis der Anwendung einer quantitativen Regel ist). Es ist andererseits eine empirisch zu klärende Frage, ob Variationen in der Sprache z.B. der oberen und unteren Schichten der Gesellschaft, ausgehend von einem bestimmten theoretischen Standpunkt in bezug auf die erste Frage, nicht sowohl quantitativer als auch qualitativer Art sind.

Der Dialekt zeichnet sich vor allem durch seine qualitativen (u.a. phonologischen) Unterschiede von der Standardsprache aus. Da aber auch hier eine Verbindung zwischen Dialektsprecher und den unteren Schichten feststellbar sein wird (s. Ammon 1972, 84), kann man natürlich davon ausgehen, daß man auch hier dieselben oder ähnliche quantitative Unterschiede zwischen der Sprache des Dialektsprechers und der Standardspra-

che finden wird, wie man sie zwischen dem restringierten und elaborierten Kode hat feststellen können. Oft wird es schwer sein zu entscheiden, ob es sich eigentlich um einen Dialekt oder einen Soziolekt handelt.

3.4. Ehe wir auf die Definition des Wortschatzbegriffes näher eingehen, sollen hier zwei<sup>3</sup> der in letzter Zeit gemachten Versuche, den Sprachbegriff theoretisch zu umreißen, kritisch analysiert und in Beziehung zu dem oben skizzierten Vorschlag gesetzt werden.

3.4.1. Althaus/Henne (1971a) gehen von einer schon definierten Sprachgruppe aus. Die Sprache dieser Gruppe definieren sie als die Vereinigungsmenge aller paarweisen Durchschnitte der individuellen Sprachkompetenzen (ich berücksichtige hier nur den virtuellen Bereich). Diese Definition der Sprache einer Gruppe steht im Widerspruch zu der oben gemachten Annahme, daß die Sprache der Gruppe – wie auch die Gruppe selbst, was in der soziologischen Literatur kaum bestritten wird – nicht als irgendeine Menge betrachtet werden darf, sondern als eigenständiges System, im Prinzip unabhängig von dem einzelnen Träger dieser Sprache. Die gemachte Annahme ist notwendig, wenn das System nicht prinzipiell vom einzelnen Sprecher abhängig sein soll. Einzelne Sprecher scheiden aus oder kommen hinzu, ohne daß sich das System zu ändern braucht.

Ein zweiter Einwand kann gegen die Annahme gerichtet werden, daß das Sprachsystem aus der Vereinigungsmenge der paarweisen Durchschnitte besteht, da man aus dem Auftreten einer Regel in der Durchschnittsmenge zweier individueller Kompetenzen nicht mit Notwendigkeit auf ihre Zugehörigkeit zum Sprachsystem einer Gruppe, die aus mehr als diesen zwei Sprechern besteht, schließen kann. Es gibt in der Sprache zweier Menschen sowohl Regeln als auch Einheiten, die nicht zur Gruppensprache gezählt werden können, deren besonderer Wert im Gegenteil gerade darin liegt, daß sie der Gruppensprache nicht angehören. (Kritik dieser Art gegen den Vorschlag von Althaus/Henne ist vor allem von Wunderlich (1971 und 1974, 401) geübt worden.)

Damit soll nicht gesagt werden, daß es die individuellen Sprachkompetenzen nicht gibt oder daß sie unabhängig vom Sprachsystem der Gruppe existieren. Mein Vorschlag impliziert eher ein weit komplizierteres Verhältnis zwischen ihnen, wo vor allem die individuelle Kompetenz, unter dem Einfluß einer Reihe gesellschaftlicher Regeln verschiedener Art, sich dem System der Gruppe anzupassen und es gleichzeitig zu beeinflussen versucht.

Die Tatsache, daß sich die individuellen Kompetenzen u.a. auch paarweise überschneiden, steht nicht im Widerspruch zu dem von mir skizzierten

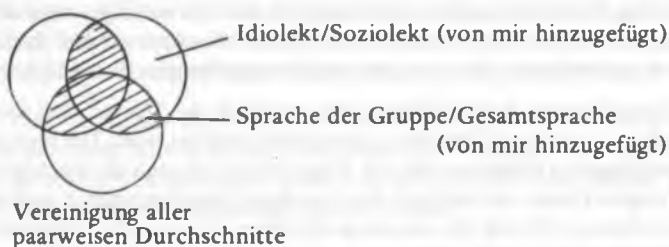
Vorschlag. Eine solche Überschneidung ist eine notwendige empirische Folge des Verhältnisses zwischen individueller Kompetenz und Sprachsystem und die Basis aller empirischen Beschreibungen dieses Systems.

Der Vorschlag von Althaus/Henne hat natürlich den Vorteil, daß die Sprache, so wie sie sie definieren, empirisch greifbar wird. Die von mir vorgeschlagene Definition läßt die Frage offen, wo man die Sprache der Gruppe findet, ob im Kopf der einzelnen Sprecher oder ?, und wie man erklären will, daß die einzelnen Sprecher *dieselbe* Sprache sprechen.

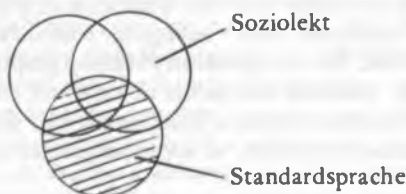
Wunderlich (1974, 401) versucht, die Althaus/Henne-Formel anders zu interpretieren, indem er von Soziolekten statt von Idiolekten ausgeht. Er verwirft aber selbst diese Hypothese, denn "nahegelegt wird dabei, daß das Ergebnis eine Sprache ist, die von einzelnen Personen gesprochen wird. Dies ist aber falsch: Niemand verständigt sich nur mit Hilfe aller wesentlichen Züge des Deutschen, sondern jeder verständigt sich mit bestimmten Ausschnitten des Deutschen, so wie er sie gelernt hat" (1974, 401).

Wunderlich diskutiert schließlich noch die Möglichkeit, die Gesamtsprache als "eine Transformation aus einem hervorragenden (dominierenden, zentralen) Soziolekt oder Dialekt" zu definieren (1974, 399), "der von den meisten Mitgliedern als zentral oder überregional verstanden oder der von besonders einflußreichen und mächtigen Gruppen gesprochen wird" (1974, 402). Er zieht aber nicht den naheliegenden Schluß, daß es gar keine Gesamtsprache gibt, daß dieser Dialekt in Wirklichkeit in bestimmten Situationen die Rolle der deutschen Sprache als Gesamtsprache übernimmt. Er stellt stattdessen die Frage, ob "die Gesamtsprache dann relativ zum dominierenden Dialekt zu konstruieren" (1974, 402) sei und meint, daß die Gleichsetzung einer solchen Sprache "mit der Sprache einer größeren Gemeinschaft von Menschen insgesamt" dazu führt, daß "die Existenz weiterer Dialekte (Soziolekte) vernachlässigt wird oder eben nur ein besonderer Dialekt rekonstruiert wird, und nicht die Gesamtsprache" (1974, 402). Das letzte Zitat deutet an, daß Wunderlich an der Existenz einer Gesamtsprache festhält und nicht geneigt ist, die einfachste Lösung zu akzeptieren, nämlich, daß es gar keine Gesamtsprache gibt, daß es nur einzelne mehr oder weniger verwandte Soziolekte und Dialekte gibt, die mehr oder weniger überregional und -sozial sind und von denen eine als Standardsprache angesprochen werden kann.

Wunderlich illustriert die Althaus/Henne-Formel folgendermaßen (bei  $n=3$ ):



Mein eigener Vorschlag ließe sich dann analog folgendermaßen illustrieren:



3.4.2. Ein sehr interessanter und ambitionöser Versuch, das Verhältnis zwischen einer Gesamtsprache und den entsprechenden Soziolekten und Dialekten zu beschreiben, findet man bei Klein (1974), der von einer Bezugsgrammatik ausgeht, die – um seine eigene Terminologie zu verwenden – alle Varietäten in sich zusammenfaßt.

Die Bezugsgrammatik besteht nicht aus irgendwelchen Durchschnittsmengen der Varietäten. "Wir sehen nämlich für alle Varietäten dieselben Regeln vor, d.h. eine Grammatik, die alle Varietäten abdeckt. ... Sie bildet also gleichsam eine 'Übergrammatik', die die einzelnen Varietäten unterdeterminiert; die von ihr beschriebene Sprache enthält die Satzmen gen der einzelnen Varietäten als Teilmengen" (1974, 58). Die Regeln dieser Grammatik sind mit Probabilitätsangaben zwischen 0 und 1 versehen, die darüber Auskunft geben, mit welcher Wahrscheinlichkeit eine bestimmte Regel in einer bestimmten Varietät angewendet wird. Die einzelnen Varietäten werden durch ein vierdimensionales Koordinatensystem mit einer diachronen, einer räumlichen, einer sozialen und einer situativen Dimension determiniert. In einer bestimmten Varietät also, z.B. der Sprache um die Jahrtausendwende im südwestlichen Gebiet des deutschen Sprachraums, gesprochen von den Gebildeten in bestimmten Situationen (vgl. 1974, 49), werden nur bestimmte Regeln dieser Bezugsgrammatik, z.B. bestimmte syntaktische Regeln, mit einer ganz bestimmten Wahrscheinlichkeit angewendet.

Eine Regel in der Bezugsgrammatik, die angewendet werden muß, damit eine Ableitung überhaupt zustandekommt, wird in allen Varietäten mit 1 bewertet. Nur dort, wo eine linguistische Größe (eine U-Größe), z.B. NP, auf mehrere Weisen expandiert werden kann, wo es also alternative Regeln (einen Regelblock) gibt, von denen eine angewendet werden muß, werden den verschiedenen Expansionen (U-Werten) Häufigkeitsangaben zwischen 0 und 1 mit einer Gesamtwahrscheinlichkeit von 1 zugeordnet. Es ist nun möglich, die verschiedenen Varietäten hinsichtlich ihrer Anwendung dieser alternativen Regeln zu vergleichen. (Bei optionalen Transformationsregeln wird ebenfalls von einem solchen Regelblock ausgegangen, dessen Alternativen Anwendung oder Nichtanwendung der optionalen Regel sind.)

Das Gemeinsame aller Varietäten ist also die Regelmenge der Bezugsgrammatik. Die Abweichungen finden sich in der unterschiedlichen quantitativen Bewertung der alternativen Regeln in der Bezugsgrammatik hinsichtlich der einzelnen Varietäten.

Die so beschriebene Bezugsgrammatik entspricht ganz und gar meiner Vorstellung von einer Grammatik der Sprache einer "homogenen" Sprachgemeinschaft, also  $V_i$  in meiner Konzeption. Die einzelnen alternativen Regeln in einer solchen Grammatik weisen in verschiedenen Situationsklassen unterschiedliche Probabilität auf. Der Unterschied zwischen der Konzeption Kleins und meiner Konzeption liegt in der Annahme Kleins, daß es eine solche Grammatik der deutschen Sprache gibt, die alle Varietäten determiniert. Wie oben dargelegt wurde, gibt es aber eine Reihe von Gründen, die verschiedenen "deutschen" Sprachen als ein politisch, wirtschaftlich und kulturell determiniertes Gefüge zu betrachten, in dem die Standardsprache zwar eine sozial und regional bedingte Sonderstellung einnimmt, sich jedoch im übrigen theoretisch nicht von den andern Sprachen unterscheidet.

Durch die Annahme einer Bezugsgrammatik der deutschen Sprache, die alle Varietäten von althochdeutscher Zeit bis heute umfassen soll, ergeben sich nämlich eine Reihe von Schwierigkeiten. Eine solche Grammatik muß wohl notwendigerweise nicht nur sich ausschließende alternative Regeln, sondern ebenfalls sich widersprechende Regeln enthalten, d.h. verschiedene Expansionen desselben Symbols, die in einem und demselben grammatischen System nicht vorkommen können. Beispiele mit solchen Regeln findet man bei Klein nicht. Man kann aber seiner Darstellung mit einiger Gewißheit entnehmen, daß auch diese "Varianten" als U-Werte von U-Größen beschrieben werden müssen, was in diesem Fall, wo die Regel definitionsmäßig in einer Varietät entweder vorkommt oder

nicht vorkommt, bedeutet, daß sie entweder mit 1 oder 0 in der einzelnen Varietät bewertet werden muß. Eine solche Lösung ist aber theoretisch sehr unbefriedigend. Ganz abgesehen von der Tatsache, daß ein sprachliches System, also auch eine Bezugsgrammatik, wie sie sich Klein vorstellt, konsistent sein müßte und nicht sich widersprechende Regeln enthalten dürfte, handelt es sich bei dem Nichtvorkommen in diesem Fall um eine ganz andere Art des Nichtvorkommens als in dem ersten Fall, wo es als das mögliche Ergebnis einer Wahl zwischen alternativen Regeln eines Regelblocks definiert wurde. Dadurch, daß man Regeln, die in einer Varietät gar nicht vorkommen können, weil sie im Widerspruch stehen zu anderen Regeln dieser Varietät, die Probabilität 0 zuordnet, verwischt man eine wichtige Distinktion zwischen dem qualitativen Nichtvorkommen und dem quantitativen Nichtvorkommen einer Regel. Eine Regel, die ein Sprecher gar nicht kennt, weil er z.B. den Dialekt, in dem die Regel vorkommt, nicht beherrscht, hat in der Sprache dieses Sprechers keine Probabilität (vgl. hierzu auch Rosengren 1971 und 1972).

Dieses ganze Problem würde sich aber gar nicht ergeben, wenn man auf eine deutsche Grammatik verzichtete und statt dessen, wie ich es vorgeschlagen habe, von mehreren "homogenen" deutschen Grammatiken ausgehen würde, von denen (wenigstens) eine die besondere Rolle der Standardsprache übernimmt.

Da Klein aber von der Annahme ausgeht, daß es eine deutsche Grammatik geben muß und daß es die "zentrale Aufgabe der Sprachwissenschaft ist" (1974, 36), sie zu beschreiben, diskutiert er nie diesen Vorschlag, der die Vorteile seines Konzepts wahrnimmt, ohne die Nachteile in Kauf nehmen zu müssen.

Von seinen beiden Einwänden gegen die bisherigen Vorschläge ist der erste, der sich auf die "Schwierigkeit, die Gemeinsamkeit beider (bzw. mehrerer) Varietäten darzustellen" (1974, 19 f.), bezieht, in meinem Fall gar nicht relevant, weil meine Konzeption nicht auf irgendeiner Mengenoperation basiert. Der zweite Einwand gegen die bisherigen Vorschläge richtet sich gegen die "schwache Homogenitätsannahme", d.h. gegen den Begriff der Kompetenz. Es scheint ihm sinnlos, "die Kompetenz der Sprecher (einer Gruppe, statt aller)" zu beschreiben, denn jeder Sprecher beherrscht "mehrere Varietäten seiner Sprache, die er je nach besonderen situativen Umständen einsetzt. ... Es gibt also, wenn man so will, eine interne Variation im Sprecher; daher ist es nicht sinnvoll, eine stabile Größe 'Sprecher' anzusetzen, dessen Kompetenz es zu beschreiben gilt" (1974, 35). Dadurch, daß Klein die situative und die soziale Dimension als Dimensionen desselben Koordinatensystems ansetzt, nimmt er sich die Möglichkeit, die Beziehung zwischen Sprecher, Sprachsystem

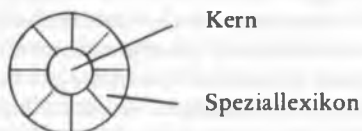
und Situationsklasse befriedigend zu beschreiben. Nach dem von mir vorgeschlagenen Modell kann ein Sprecher sehr wohl dieselbe Sprache, z.B. die Standardsprache, in verschiedenen Situationen verwenden, höchst wahrscheinlich mit unterschiedlichen quantitativen Distributionen als Ergebnis der Anwendung der Regeln dieser Sprache. Derselbe Sprecher kann aber auch – was keineswegs im Widerspruch zu der ersten Annahme steht – gleichzeitig über mehrere Sprachsysteme, z.B. einen Dialekt und die Standardsprache, verfügen und sie auch abwechselnd, mehr oder weniger nach Belieben, in derselben Situationsklasse, verwenden. Die Annahme also, daß ein Sprecher mehrere Systeme beherrscht und somit auch mehreren Sprachgemeinschaften angehört, scheint mir keineswegs sinnlos und nicht merkwürdiger als die Annahme, daß ein Sprecher sowohl die deutsche als auch die englische (Standard-)Sprache beherrscht. Es würde wohl niemandem einfallen, hier von einer und derselben Bezugsgrammatik zu sprechen. Ich finde also die "schwache Homogenitätsannahme" keineswegs sinnlos, sondern notwendig. Auch Klein kann ihr nicht entgehen (vgl. 1974, 91), da auch seine Varietäten eine gewisse Homogenität in der Form einer quantitativen Stabilität hinsichtlich der Anwendung der Regeln der Bezugsgrammatik aufweisen müssen, was schließlich "homogene" Sprechergruppen impliziert.

Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, daß unsere vier Dimensionen, trotz der sehr ähnlichen Bezeichnungen, sich nicht decken. Die zeitliche Dimension Kleins ist eine reine Zeitdimension, die selbstverständlich auch bei mir vorausgesetzt wird, nicht aber identisch ist mit der von mir angesetzten historischen Dimension. Die räumliche Dimension Kleins teilt den deutschsprachigen Raum auf, während meine regionale Dimension eine quantitative Variable ist, die über Begrenztheit und Reichweite eines Dialekts Auskunft gibt. Nur die soziale Dimension entspricht der von mir angesetzten sozialen Dimension. Die situative Dimension schließlich wird nicht näher beschrieben, scheint aber an und für sich der von mir vorgeschlagenen zu entsprechen; nur wird sie bei mir nicht dazu verwendet, die Sprache oder Varietät zu definieren, sondern funktioniert als qualitative Variable in einem neuen Koordinatensystem, in dem die in dem ersten System definierten Sprachen die zweite Dimension ausmachen.

#### 4. Der Wortschatzbegriff

Es soll von der Annahme ausgegangen werden, daß jede Verkehrssprache in unserem Koordinatensystem aus Regeln und einem Lexikonteil besteht. Der Lexikonteil einer Sprache – von dem die mit produktiven Re-

geln gebildeten Lexeme ausgeschlossen werden sollen – unterscheidet sich prinzipiell von dem Regelsystem einer Sprache dadurch, daß er aufgrund seiner Bezeichnungsfunktion offen ist, wogegen der Regelteil im Prinzip ein geschlossenes System darstellt. Diese Geschlossenheit ist die Voraussetzung für die Systemhaftigkeit der Sprache. Das Lexikon seinerseits ist nicht eine klar abgegrenzte Menge von Lexemen oder Morphemen, sondern besteht am ehesten aus einer Reihe von Speziallexika, die sich um einen gemeinsamen Kern gruppieren, was man vielleicht folgendermaßen illustrieren könnte:



Bei der Verwendung einer Verkehrssprache in einer bestimmten Situationsklasse, wird dasjenige Speziallexikon in Anspruch genommen, das die nötigen Lexeme enthält, um einen gegebenen Sachverhalt in dieser Situationsklasse adäquat wiederzugeben. Einen idealen Sprecher, der über alle Speziallexika einer Sprache verfügt, gibt es natürlich nicht. Es gibt dagegen Sprecher, die Teile mehrerer Speziallexika beherrschen. Es gibt vermutlich auch Sprecher, die wenigstens ein Speziallexikon ganz beherrschen. Die Speziallexika einer Sprache werden oft Fachwortschätze genannt. Damit meint man aber vor allem die Speziallexika der Wissenschaft, der Technik, der Wirtschaft usw. Es gibt aber auch ein Speziallexikon des Alltags, obwohl man normalerweise vermeidet, das Wort *spezial* mit dem Begriff des Alltags zu verbinden. Ein prinzipieller Unterschied zwischen diesen Lexika liegt aber nicht vor.

Mit dieser Konzeption des Sprachsystems (der Verkehrssprache) und des Lexikons ist also der Fachwortschatz, z.B. der Fachwortschatz der Medizin, ein Teil des Lexikons der Standardsprache. Als Speziallexikon der Standardsprache unterscheidet er sich aber – wie das Bild oben zeigt – klar z.B. von dem Fachwortschatz der Wirtschaft. Das allen Situationsklassen Gemeinsame liegt im Kern des Lexikons.

Theoretisch scheint mir das Modell ansprechend, weil es auf eine einfache Weise veranschaulicht, wie es dazu kommen kann, daß der Arzt und der Techniker sich derselben Standardsprache bedienen, dieselben Regeln eventuell mit denselben Frequenzen verwenden, aber einen ganz unterschiedlichen Wortschatz benutzen, wenn sie sich in ihrem Fach bewegen. Meiner Meinung nach kann kein akzeptabler Grund angeführt werden,



weshalb man in diesen Fällen von zwei verschiedenen Sprachsystemen sprechen sollte.

Das Modell impliziert also einen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Regelsystem und dem Lexikonteil einer Sprache dadurch, daß der Lexikonteil aus kleineren Lexika zusammengesetzt ist, von denen in einer bestimmten Situationsklasse außer dem Kern ein bestimmtes Lexikon in Anspruch genommen wird, damit man überhaupt kommunizieren kann. Das Speziallexikon entspricht dem speziellen Inhalt der Äußerungen in bestimmten Situationsklassen. Die Wahl zwischen den alternativen Regeln, sowie zwischen den sinnverwandten Lexemen im Kern und in dem gewählten Speziallexikon wird ebenfalls von der Situationsklasse beeinflusst, jedoch eher von anderen Faktoren als dem Inhalt der Äußerungen, z.B. dem Ort, der Zeit, der Gattung, der Intention des Sprechers. Hier handelt es sich dann um eine quantitativ zu beschreibende Wahl in der Form von Wahrscheinlichkeitsangaben, so wie sie Klein (1974) beschrieben hat.

Der Fachwortschatz ist also immer ein Teillexikon, ein Speziallexikon, einer bestimmten Verkehrssprache, normalerweise der Standardsprache, und steht somit anderen Fachwortschätzen innerhalb dieses Lexikons gegenüber. Anders ausgedrückt, ergänzen sich die Speziallexika inhaltlich im Rahmen einer bestimmten Verkehrssprache. Gemeinsam für alle ist der Kern des Lexikons, dessen Lexeme in allen Situationsklassen vorkommen können (vgl. hier die Unmarkiertheit bei Rossipal (1973)).

Unter dem Begriff des Sonderwortschatzes verstehen wir das Lexikon eines Soziolekts, einer Sondersprache. Der Sonderwortschatz deckt denselben Inhalt ab wie das entsprechende Lexikon der Standardsprache (oder eventuell ein Teil davon). Er hat aber eine andere soziale, nämlich eine verhüllende, Funktion und ist entstanden, um die aktuelle Gruppe zu integrieren und von anderen Gruppen sprachlich abzugrenzen. (In den Dialekten liegt diese Funktion nicht vor. Der Unterschied zwischen dem Wortschatz eines Dialekts und dem Wortschatz der Standardsprache ist deshalb zu vergleichen mit dem entsprechenden Unterschied zwischen zwei Fremdsprachen (s. hierzu u.a. Löffler 1974, 112 ff.)).

Der Sonderwortschatz der Soldatensprache, der Gaunersprache, der Jägersprache, der Schülersprache usw. ist also nicht zu verwechseln mit den eventuell existierenden entsprechenden Fachwortschätzen der Standardsprache. Im Gegenteil, sie stehen in Opposition zu diesen Teilen des Lexikons der Standardsprache. Es kann deshalb vorkommen, daß ein Sprecher der Standardsprache, z.B. ein Techniker oder ein Linguist, sich neben seines Fachwortschatzes auch eines Sonderwortschatzes bedient, um

eine enge Beziehung zu seinen Kollegen herzustellen, was man als falsche Wissenschaftlichkeit bezeichnen könnte.

## 5. Der Begriff des Grundwortschatzes

Wir gehen davon aus, daß ein Grundwortschatz die für die Kommunikation wichtigsten Wörter enthalten soll. Er ist als ein kommunikatives Wortschatzminimum zu verstehen. Ausgehend von den obigen Typologien müssen nun die folgenden Fragen beantwortet werden:

- a) Soll der Grundwortschatz der Standardsprache und/oder einer oder mehreren anderen Verkehrssprachen entnommen werden? Wenn mehreren Sprachen, welchen?
- b) Soll der Grundwortschatz sich auf eine oder mehrere Situationsklassen (welche?) beziehen?
- c) Soll der Grundwortschatz mit Hilfe von qualitativen und/oder quantitativen Kriterien ausgewählt werden?

Die Beantwortung der Fragen hängt von einer Reihe von pragmatischen Überlegungen ab.

a) Wir gingen oben davon aus, daß die Standardsprache wegen ihrer kommunikativen Rolle in der Gesellschaft auch von den Sprechern anderer Verkehrssprachen wenigstens passiv beherrscht werden muß. Durch die soziale Rolle ihrer Träger kommt ihr eine soziale Bedeutung zu, die man nicht vernachlässigen darf. Es muß also im Interesse des Lernenden liegen, den Wortschatz dieser Sprache zu lernen, weil dieser Wortschatz ihm die größten Kommunikationsmöglichkeiten bietet. Der Grundwortschatz sollte demnach dem Wortschatz der Standardsprache entnommen werden.

b) Mit der Beantwortung der ersten Frage ist auch die Antwort auf die zweite Frage mehr oder weniger gegeben. Der Grundwortschatz muß den Kern oder wenigstens Auszüge aus dem Kern des Wortschatzes der Standardsprache umfassen. Dies ist die normale Interpretation des Begriffs des Grundwortschatzes. Ich bin davon überzeugt, daß die meisten Versuche, einen Grundwortschatz zusammenzustellen, mehr oder weniger explizit und bewußt von der Vorstellung des Grundwortschatzes als Kern des Wortschatzes der Standardsprache ausgegangen sind. An und für sich kann man aber im Prinzip auch einen Grundwortschatz für jedes Speziallexikon zusammenstellen. Das Verfahren ist dasselbe, das didaktische Ziel natürlich ein anderes. Gewöhnlich spricht man dann aber nicht von einem Grundwortschatz. Im folgenden soll auf diese Variante nicht weiter eingegangen werden.

Man fragt sich hier natürlich, was zum Kern des Wortschatzes gezählt werden soll. Dies ist eine empirische Frage. Der Kern soll per definitionem die Wörter enthalten, die in allen Situationsklassen vorkommen können, die also nicht auf eine bestimmte Situationsklasse beschränkt sind.

Die Ermittlung dieses Wortschatzes kann nur durch die Analyse und den Vergleich von Texten geschehen, die als repräsentativ für die vorausgesetzten, mit Hilfe von außersprachlichen Kriterien definierten Situationsklassen gelten können. Einen anderen Weg als den Weg der Korpusanalyse haben zwar Steger und seine Mitarbeiter eingeschlagen (1972). Der Grundgedanke ist aber im Prinzip derselbe. (Vgl. hier jedoch den ganz anders begründeten Vorschlag Hennes in seinem Beitrag in diesem Band.)

Ich bin der Meinung, daß ein Grundwortschatz immer das Ergebnis pragmatischer Überlegungen sein muß. Diese Überlegungen sollten aber so explizit wie möglich an eine Theorie des Begriffs des Grundwortschatzes als Teil eines Wortschatzes einer Sprache anknüpfen, was eine Voraussetzung für die Beurteilung der pragmatischen Überlegungen ist. Eine explizit begründete Zusammenstellung eines Wortschatzminimums kann man diskutieren, verbessern oder durch eine andere explizit begründete ersetzen.

c) Vorausgesetzt, daß wir wissen, welchen Texten der Wortschatz entnommen werden soll, müssen wir schließlich noch die Frage beantworten, ob der Grundwortschatz mit Hilfe von qualitativen und/oder quantitativen Kriterien zusammengestellt werden soll. Die Frage, die man sich hier stellt, ist die Frage, welche Eigenschaften der Lexeme für die Kommunikation die größte Rolle spielen. Bisher hat man sich oft für die Frequenz und Streuung der Lexeme entschieden. Ohne Zweifel gibt es einen Zusammenhang zwischen der Frequenz und der Zahl der Bedeutungen der Lexeme. Kaufmann (1968) weist aber überzeugend nach, daß auch semantische und syntaktische Eigenschaften, die vielleicht nicht notwendigerweise mit der Frequenz korrelieren, eine große Rolle spielen. Hier fehlt es aber leider noch an empirischen Untersuchungen. Ohne Zweifel würde Kaufmanns Vorschlag, wollte man ihm Folge leisten, sehr viel Mühe kosten. Dies ist aber kein Grund, weshalb man es nicht versuchen sollte. In Wirklichkeit geht es darum, ausgehend von einer Sprachtheorie, festzustellen, welche Eigenschaften der Lexeme die größte Rolle für die Kommunikation spielen. Danach muß man nach Kriterien suchen, mit deren Hilfe diese Eigenschaften operationalisiert werden können.

Wir sind heute noch nicht in der Lage, genau angeben zu können, was für die Kommunikation die größte Rolle spielt. Da wir täglich unterrichten,

müssen wir trotzdem eine Auswahl treffen. Diese Auswahl kann mehr oder weniger intuitiv erfolgen, was in einigen Fällen sicher zu befriedigenden Ergebnissen führen kann. Wann wir aber einen solchen Fall vor uns haben, ist schwer zu entscheiden. Besser als nur intuitiv vorzugehen, ist es deshalb, auf dem Weg zu einem kommunikativen Wortschatzminimum die Mittel, die angewendet werden können, so weit wie möglich auszunützen. Möglich ist es, Textsorten zu unterscheiden und zu definieren, Wörter zu definieren und zu zählen, Streuungen festzustellen, möglich ist es also mit anderen Worten, explizit anzugeben, wofür eine bestimmte Textmenge repräsentativ ist und wie die einzelnen Wörter innerhalb dieser Textmenge sich quantitativ zueinander verhalten. Ein Wortschatz, der nach diesen Kriterien zusammengestellt ist, kann niemals ein schlechter Ausgangspunkt für eine Wortauswahl in einer bestimmten didaktischen Situation mit einem bestimmten Ziel sein. Ein solcher Wortschatz kann auch mit intuitiv ausgewählten Wörtern komplettiert werden. Die Hauptsache ist, daß man weiß, was der Wortschatz repräsentiert, daß er in etwa den Unterrichtszielen entspricht. Es muß die Aufgabe des Praktikers sein, den besten existierenden Wortschatz zu verwenden. Die Aufgabe des Theoretikers ist es, etwas noch Besseres zu entwickeln.

### Anmerkungen

- 1 Auf Klein (1974) hat mich H. Henne nach meinem Vortrag freundlicherweise hingewiesen.
- 2 R. Keller hat mich nach meinem Vortrag freundlicherweise auf seinen schon 1966 erschienenen Aufsatz hingewiesen, in dem er von einem sehr ähnlichen Koordinatensystem ausgeht.
- 3 Auch Rossipal (1973) tangiert das Problem in seinem sehr interessanten Aufsatz "Konnotationsbereiche, Stiloppositionen, Sprachen in der Sprache", in dem er von vier Dimensionen, der geographischen, der sondersprachlichen, der diachronischen und der stilistischen ausgeht. Jedes sprachliche Element ist markiert (plus- oder minusmarkiert) oder unmarkiert hinsichtlich einer dieser Dimensionen.

### Literatur

- Althaus, H.P. / Henne, H. (1971a): Sozialkompetenz und Sozialperformanz, Thesen zur Sozialkommunikation, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 38, 1 ff.
- (1971b): Sozialkommunikation und Semiotik, Replik an Wunderlich, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 38, 318 ff.
- Ammon, U. (1972): Dialekt, Sozialschicht und dialektbedingte Schulschwierigkeiten, in: Linguistische Berichte 22, 80 ff.

- Bausch, K.-H. (1973): Vorschlag zu einer Typik der Kommunikationssituationen in der gesprochenen deutschen Standardsprache, in: *Gesprochene Sprache = Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache* 7, 76 ff.
- Bichel, U. (1973): Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung, Tübingen.
- Doležel, L. (1969): A Framework for the Statistical Analysis of Style, in: *Statistics and Style*, hrsg. von L. Doležel und R.W. Bailey, New York, 10 ff.
- Engel, U. (1962): Schwäbische Mundart und Umgangssprache, in: *Muttersprache* 72, 257 ff.
- Gerstenkorn, A. (1971): Sprache – Kompetenz – Lekt. Vorschläge zur Terminologie, in: *Zeitschrift für deutsche Sprache* 27, 155 ff.
- Geyl, E.-G. (1975): Was ist Umgangssprache?, in: *Muttersprache* 85, 25 ff.
- Havránek, B. (1969): Die Theorie der Schriftsprache, in: *Stilistik und Soziolinguistik*, zusammengestellt u. eingeleitet von E. Beneš und J. Vachek, Berlin 1971.
- Heger, K. (1969): "Sprache" und "Dialekt" als linguistisches und soziolinguistisches Problem, in: *Folia linguistica* 3, 46 ff.
- Kaufmann, G. (1968): Die Erarbeitung eines Grundwortschatzes Deutsch für das Fach Deutsch als Fremdsprache, in: *Deutschunterricht für Ausländer* 18, 7 ff.
- Keller, R.E. (1966): Some Problems of German Umgangssprache, in: *Transactions of the Philological Society*, 88 ff.
- Klein, W. (1974): Variation in der Sprache = Skripten Linguistik und Kommunikationswissenschaft 5, Kronberg Ts.
- Löffler, H. (1974): Deutsch für Dialekt Sprecher: Ein Sonderfall des Fremdsprachenunterrichts?, in: *Deutsche Sprache* 2/1974, 105 ff.
- Pörksen, U. (1974): Textsorten, Textsortenverschränkungen und Sprachattrappen, in: *Wirkendes Wort* 24, 219 ff.
- Radtke, I. (1973): Die Umgangssprache, in: *Muttersprache* 83, 161 ff.
- Rosengren, I. (1971): The Quantitative Concept of Language and its Relation to the Structure of Frequency Dictionaries, in: *Études de linguistique appliquée, nouvelle série* 1, 103 ff.
- (1972): Style as Choice and Deviation, in: *Style* 6, 3 ff.
- Rossipal, H. (1973): Konnotationsbereiche, Stiloppositionen, Sprachen in der Sprache = Germanistische Linguistik 4.
- Steger, H. (Hrsg.) (1972): Das Zertifikat Deutsch als Fremdsprache, Bonn.
- Wunderlich, D. (1971): Althaus und Henne über Semiotik und Sozialkommunikation, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 38, 313 ff.
- (1974): Grundlagen der Linguistik, Hamburg.